

DIE ZEIT

49/2000

L E I T K U L T U R

Minarette in Oberbayern

Beide, Erfinder wie Kritiker der Leitkultur, irren sich

Armin Nassehi

Es ist schon so viel geschrieben und gesagt worden. Auch deshalb wird German Leitkultur vielleicht einer der geflügelten Germanismen in der weiten Welt erstaunter Beobachter, die sich wieder einmal über die Hunnen wundern - und sich klammheimlich freuen. Da ist er wieder, der grüblerische Teutone. Er gibt sich faustisch: Was die Welt, die deutsche Welt im Innersten zusammenhält, steht zur Debatte. Und was sollte uns Deutschen da wohl Besseres einfallen als dies: Kultur?

Kultur, das war für uns schon immer der Stoff, aus dem sich diejenige Einheit und Eigenheit fertigen ließ, die unsere bloß zivilisierten Nachbarvölker mit ihren neumodischen politischen Erfindungen mehr schlecht als recht kompensieren konnten. Und es war nicht einfach Kultur als gepflegte Form oder Tradition, die die deutsche Welt im Innersten zusammenhalten sollte, sondern Kultur als oberste Instanz eines gemeinschaftlichen Bandes, das aus den bekannten Gründen allzu lange auf jene Hegelsche "Wirklichkeit der sittlichen Idee" warten musste - in Form eines eigenen Staates. Es ist dann das Überindividuelle eines Volksgeistes, dem sich die Einheit des Gemeinwesens verdankt und - das ist das Hegelsche Erbe der Konstruktion des "Deutschen" - nur durch Subordination alles Besonderen zu sich selbst kommen kann. Insofern ist die Kultur des Volksgeistes immer schon Leitkultur gewesen. Das Einzelne gilt nichts, das Ganze alles. Denn das Wahre gibt es bekanntlich nur als Ganzes - zumindest für die Leitkultur des Volksgeistes, den sich Hegel von Herder leiht. In der gegenwärtigen Geisterdebatte, Volksgeisterdebatte lebt exakt dies fort.

Die Debatte ist ebenso kontrovers wie konventionell. Die einen nutzen das Feld der Kultur, um auf die Reinheit und die Integrationskraft des Nationalen zu pochen; die anderen vertrauen mehr auf die Rechtskultur unserer liberalen Verfassung. Erstere setzen also vor allem auf die Leitkultur des deutschen Eigensinns und seiner integrativen Kraft; die anderen zitieren eine Leitkultur der Toleranz herbei, deren großes Herz auch mit ethnischer und religiöser Pluralität umgehen kann.

Auf den ersten Blick gelten Konflikte als Gefährdung von Ordnung und Orientierung. Sie scheinen die Welt komplizierter zu machen und erzeugen Unsicherheit. In Konflikten kann man sich aber auch wunderbar einrichten. Sobald Konflikte stabil werden, machen sie die Reaktion des anderen erwartbar, ja man verdankt letztlich die eigene Sicherheit der Invektive des anderen. Doch was die Konfliktparteien dann nicht mehr sehen können, ist jener Konsens, auf dem jeder Konflikt basiert, jene Konvergenz der Perspektiven, die die Konfliktparteien erst füreinander wahrnehmbar machen.

Warum wird ständig "Kultur" in Anspruch genommen?

Ich behaupte, dass diese Konvergenz in der Leitkulturdebatte die Fixierung auf Kultur ist. Sie macht die streitenden Seiten einander ähnlicher, als es zunächst den Anschein hat. Denn eines scheint außer Frage zu stehen: Das Problem der

Einwanderung ist ein Problem der Kultur, der Leitkultur, und der Konflikt scheint es zu fordern, dass man Bekenntnisse in verschiedene Richtungen ablegt. Wenn etwa das Ärgernis der deutschen Leitkultur und der Homogenität des deutschen Volkes von Paul Spiegel mit dem Hinweis auf eine deutsche Kultur der Toleranz gekontert wird, ist die Kritik durch ihren Gegenstand schon absorbiert worden. Und wenn auf die Invektive der bayerischen Staatskanzlei, die Erosion der nationalen Kultur betreffend, mit dem Hinweis geantwortet wird, die *eigentliche* Kultur unseres Gemeinwesens sei in der Verfassung aufbewahrt, sind sich die beiden Seiten zumindest darin einig, dass es einer Leitkultur bedarf, an die man glauben kann (und soll).

Vielleicht sollte man sich weniger dafür interessieren, was die deutsche Leitkultur nun tatsächlich sei beziehungsweise wie sie beschaffen sein sollte. Interessanter ist doch die Frage, warum überhaupt Kultur in Anspruch genommen wird. Der Kulturbegriff ist zumindest doppeldeutig. Er kann zum einen jene Struktur meinen, die alles gesellschaftliche Geschehen immer schon in eine Sinnform einbettet, in Sprache und Normen, Praktiken und Gewohnheiten. Kultur ist dann gewissermaßen unvermeidlich. Sie spielt die Rolle eines Taktgebers, eines Gehäuses, aus dem man nicht ausbrechen kann, weil jeder Ausbruchsversuch wieder auf jenem kulturellen Boden stattfindet, von dem er verschwinden will.

Die Kultur, das ist der Igel des Hasen. Kultur ist so etwas wie zweite Natur, wandelbar zwar, aber doch nur aus der Binnenperspektive sichtbar. Kultur lässt sich aber auch anders beobachten, nämlich im Hinblick darauf, unter welchen Bedingungen Sinnformen als Kultur beobachtet und bezeichnet werden. Ethnische Gemeinschaften, Völker oder auch Weltbilder und Religionen sind stets kulturelle Phänomene. Aber als Kultur erscheinen sie erst dann, wenn sie mit Alternativen konfrontiert werden, wenn man sehen kann, dass es auch andere Völker gibt, die ebenfalls aus richtigen Menschen bestehen, dass andere Weltbilder existieren als die eigenen oder dass man auch an andere Götter oder an die Götter anders (oder gar nicht) glauben kann. Dass uns Kultur als Kultur erscheint, ist insofern ein Merkmal von Modernität. Wir werden stets mit anderen Möglichkeiten konfrontiert, mit Alternativen, mit Kontingenz. Kultur dient letztlich dazu, mit ihrem Anderen umgehen zu lernen - das dann letztlich auch als Kultur erscheint.

In der Tat, kulturelle Formen bewegen sich stets im Horizont und in selektiver Abgrenzung zu anderen Formen: Das gilt gleichermaßen für Sprachen wie für ästhetische Formen und künstlerische Stile und für Nationalkulturen erst recht. Die Funktion von Kultur ist es also letztlich, Identitätspolitik zu betreiben und eine gewisse Sicherheit jeweiliger Selbstbeschreibungen zu stiften.

Paradoxerweise macht aber die Beobachtung der Welt als Kultur auch auf eine grundlegende Unsicherheit aufmerksam. Die Paradoxie der Kultur besteht darin, Kontingenzbewältigung durch Betonung von Kontingenz leisten zu wollen, also durch Vergleich, durch Konfrontation mit anderen Möglichkeiten, durch Beobachtung des Fremden. Um diese Paradoxie unsichtbar zu machen, wird all das, was wir als Kultur beobachten, mit einer besonderen Reflexionsform versehen, mit einer besonderen, erhabenen Würde und einer Selbstbegründung, die den Vergleich dadurch ersetzt, dass sie die eigene Perspektive für unbedingt hält. Um noch diese Bedingung nicht zu sehen, zieht solcherart Kultur das Bekenntnis an - und gegen Bekenntniszwang kann man zumeist nur mit anderen Bekenntnissen angehen, die ebenso unbedingt daherkommen.

Es war stets die Funktion der Nationalkultur, die historisch neue Realität territorial begrenzter Nationalstaaten mit inklusiven Herrschaftsgrenzen über den Umweg der Kultur abzustützen. Was für die Individuen jenseits aller regionalen, ethnischen, klassen- und schichtenmäßigen Differenzen inklusive Zugehörigkeit versprach, ermöglichte es den neu entstehenden Staaten, auch die anderen Funktionsbereiche der Gesellschaft wie Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Erziehung, selbst Religion und Kunst der kulturellen Selbstbeschreibung des Nationalkulturellen zu unterwerfen. Noch die patriotischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts verfolgten eine kulturelle Selbstbeobachtung sine ira et studio.

Der Vergleich sollte letztlich auf die eigenen Defizite aufmerksam machen, die der Bewegung der (Selbst-)Aufklärung noch harren.

Im 19. Jahrhundert der Konsolidierung moderner Nationalstaaten diente der Vergleich dann eher der Selbststabilisierung. Diese Form expliziter Kultur leidet aber unheilbar unter einem paradoxen Geburtsfehler. Sie dient einerseits dazu, sich selbst in einen symbolischen Sinnhorizont einzubetten und ihre Träger zu stabilisieren, andererseits wird diese Funktion dadurch korrumpiert, dass sich jener eigene Horizont im Horizont anderer Horizonte bewegt. Heilen lässt sich das nur durch Steigerung der Erhabenheit der eigenen Beschreibung - und das Europa des 19. Jahrhunderts ist voll von nationalkulturellen Selbstkonzepten, die alle Funktionsbereiche der Gesellschaft zu nationaler Schließung animieren und gesellschaftliche Kommunikation fast vollständig kontaminieren. Erst hier wird aus dem inklusiven kosmopolitischen Patriotismus der exklusive staatlich-politische Nationalismus, der es staatlicher Politik erlaubte, sich als gesellschaftliches Steuerungszentrum zu stilisieren. Dass diese Homogenitätsunterstellung allerlei Heterogenes kaschiert - Klassen und Regionen ebenso wie Interessen und Ideen -, ist oft genug beschrieben worden. Aber diese Beschreibungen bestätigen ja nur den historischen Erfolg dieses Modells.

Die Institutionen und Routinen der Nationalstaaten sind letztlich auf Homogenität ausgerichtet - selbst wenn die gesellschaftliche Praxis alles andere als Homogenität nahe legt. Die Nationalstaaten des 21. Jahrhunderts erleben an sich selbst, dass die inklusive Kraft der politischen Selbstbeschreibung weder Ökonomie noch Wissenschaft, nicht einmal mehr das Recht, die Erziehung und schon gar nicht die Religion auf nationalkulturelle Schließung festlegen können. Insofern müsste sich das Insistieren auf Leitkultur längst erledigt haben - und genau das macht sie um so wahrscheinlicher. Denn die nationalkulturelle Selbstzumutung hat ja historisch selbst darauf reagiert, einen geschlossenen Raum erst zu schaffen, der noch nicht da ist. Heute diskutieren wir über einen solchen Raum, der nicht mehr da ist. Die Leitkulturdebatte simuliert einen homogenen Raum, den sie damit aber gerade in seiner Unmöglichkeit entlarvt. Die Leitkulturdebatte tut so, als gründe unsere Gesellschaft auf Homogenität und Bekenntnis, auf Identität und Gemeininn.

Es ist mir aber unbegreiflich, warum auch die Kritiker der ebenso hilflosen wie strategisch klug platzierten Invektive der CDU auf dem Niveau des 19. Jahrhunderts diskutieren. Wer der einen Identitätszumutung eine andere entgegensetzt, setzt zwar eine Differenz, hat dann aber schon verloren. Zumindest scheint das politische System ein Thema entdeckt zu haben, an dem es sich selbst präsentieren kann und das den Medien Gelegenheit gibt, sich als zentrale Selbstbeschreibungsinanz zu positionieren - im 18. Jahrhundert waren das die moralischen Wochenschriften, in denen das bürgerliche Selbstbewusstsein zu sich kam, und später die elektronischen Medien, die das politische System dazu zwingen, sich in der bekannten Weise zu outen. Der unglückliche Friedrich Merz hat das obszöne Wort ja nur nebenbei erwähnt, und schon kitzeln die Medien all das heraus, was der Bildungsbürger braucht, um dem alten Friedrich Nietzsche Recht zu geben, das deutlichste Kennzeichen der Deutschen sei die Tatsache, dass für sie die Frage "Was ist deutsch?" nie ausstirbt.

Niemand interessiert sich für die Einwanderungsrealität

Die Diskutanten spielen nur nach, was ihnen die Logiken der Politik und der Medien verordnen. Politik stilisiert sich als Problemlöser und erfindet Probleme, die sie glaubt lösen zu können. Und die Medien sind dankbar, wenn eine christliche Regionalpartei betont, man wolle in oberbayerischen Dörfern keine Minarette sehen - aber was soll man auch in oberbayerischen Dörfern? Wahrscheinlich geht man der Debatte und seinem Konfliktsystem selbst auf den Leim, wenn man in Empörung erstarrt und bald mit Lichterketten droht. Ich lese die Leitkulturdebatte so, dass hier politische Akteure Semantiken bemühen, mit denen jene Ängste und Sorgen erst erzeugt werden, die dann politisch geheilt

werden sollen. Die Leitkulturdebatte scheint mir eher ein Indikator dafür zu sein, dass wir es bereits mit Realitäten zu tun haben, die eine solche Debatte gar nicht mehr erreichen kann. Dass das Gemeinsame explizit als Kultur kommuniziert wird, ist ja gerade ein Zeichen dafür, dass sie nicht als solche wirkt, denn sie müsste Leitkultur ja gar nicht behaupten, wenn sich die Gesellschaft einer solchen subordinieren würde.

Was ich den Geburtsfehler der Kultur genannt habe, lässt sich daran ablesen, dass man eine Leitkultur überhaupt einfordern muss. Damit wird nämlich schon anerkannt, dass die gesellschaftliche Realität multikultureller ist, als es für politische Akteure beobachtbar ist, die in der Begriffswelt des 19. Jahrhunderts leben. Und man sollte das Multikulturelle nicht nur auf ethnische Kulturen und auf Einwanderung beziehen. Was die moderne Gesellschaft an Stilen und Lebensformen, an Milieus und biografischen Diskontinuitäten erlaubt, hätte unser Land auch ohne Einwanderer zu einer "multikulturellen" Gesellschaft werden lassen. Schäbig ist nur, dass die Kritiker der Leitkultur beziehungsweise ihrer christparteilichen Protagonisten all das nicht sehen und die nationalistische Begriffslogik des 19. Jahrhunderts mit der aufklärerischen Semantik des 18. Jahrhunderts kontern - Stichworte Verfassungspatriotismus und Kosmopolitismus.

Die Bundesrepublik hat sich in zwei Generationen daran versündigt, eine Einwanderungsrealität zu verleugnen - aber positiv gewendet heißt das doch auch, wie stark die Integrationskraft und Flexibilität der modernen Gesellschaft ist, auch wenn es dazu weder politische noch sonstige Intentionen gab. Die Geschichte der Bundesrepublik ist letztlich ein schönes migrationssoziologisches Experiment, dem man als Ergebnis entnehmen kann, dass die Institutionen des Staates und des Rechts, der Bildung und der Kultur, der Wirtschaft und sogar der Religion eine Inklusionsfähigkeit entwickelt haben, ohne dass das jemand gewollt hat. Es waren im Übrigen die Rechtsprechung und die Verfassung, die jene inklusive Drift für Immigranten gestützt haben - ohne dass dies irgendwie leitkulturell flankiert werden musste. Im Gegenteil, es musste sich bisweilen sogar ausdrücklich gegen das durchsetzen, was heute als Leitkultur firmiert.

Vielleicht unterscheidet uns von anderen europäischen Ländern nur, dass wir aufgrund einer anderen Kolonialgeschichte die so genannten Fremden in unserem Land niemals als Herausforderung für das Eigene ansehen mussten. Maghrebische Franzosen oder indische oder afrikanische Briten waren, bei aller Differenz, zunächst auch Franzosen oder Briten und mussten dann als solche diskriminiert werden. Es gibt in Frankreich oder Großbritannien sicher nicht weniger Rassismus, aber er hat sich deutlicher gegen das Französische und Britische selbst gewendet als hierzulande, wo das Fremde niemals die Chance hatte, den Anspruch auf Diskriminierung erster Klasse zu stellen. Auch deshalb gibt es in Deutschland keine Stimmen der Einwanderer selbst, keine postkoloniale Debatte. Die einzige Debatte ist eine Debatte, die den Ängstlichen und Verunsicherten ein Inklusionsangebot macht, denjenigen, denen man das Komplexerwerden der modernen Gesellschaft noch mit "den Ausländern" erklären kann. German Leitkultur gegen German Angst!

Krisen sind sehr beliebt. Sie wollen überwunden, beseitigt und bewältigt werden. Sie bieten der Politik die Chance, sich als Entscheidungsträger zu stilisieren. Aus dieser Krise auf eine gesellschaftliche Krise zu schließen wäre aber falsch. Die Einwanderungsrealität ist stabiler und erfolgreicher, als die öffentlichen Diskutanten glauben machen wollen. Und die Probleme der Migranten, vor allem der jungen Generation, sind alles andere als Probleme, die sich mit Kultur und mit Bekenntnissen zu irgendeiner Leitkultur lösen ließen, sondern nur mit rechtlichen Erwartungssicherheiten und politischen Inklusionsangeboten, mit sanktionierbaren Regeln für alltägliche Konfliktfelder. Aber für die empirische Einwanderungsrealität selbst scheint sich niemand zu interessieren. Über diese eine Debatte zu führen wäre spannend. Sie böte auch einen Blick auf uns selbst, auf eine gesellschaftliche Realität, die ebenso unspektakulär erfolgreich wie unspektakulär gescheitert ist, eben ganz so, wie sich Lebensverläufe in der modernen

Gesellschaft nun mal darstellen. Mit Bekenntnissen zu einer "Leitkultur", welcher Couleur auch immer, hat das wenig zu tun.

Dass wir aus dem Kulturgerede nicht herauskommen, das scheint exakt jene Leitkultur zu sein, die vielleicht das "Deutsche" daran ausmacht. Es ist immer noch die Subordinationszumutung unter ein Allgemeines, das Hegel zum Schutzheiligen der deutschen Leitkulturdebatte macht. Wer das kritisiert, ist schon wieder mitten im Spiel um die Leitkultur. Wir müssen also immer wieder von vorn beginnen: *Es ist schon so viel geschrieben und gesagt worden ...*